

diesem Sinn, mit dem Szenario ein Feindbild für die eigene moralische Aufrüstung zimmern. Aber die von Orwell und Anthony Burgess (dessen gleichnamiger Roman „1985“ bereits vor vier Jahren erschienen ist) entliehenen Versatzstücke ergeben nicht einmal ein blasendes Phantombild. Statt der beklemmenden düsteren Orwell-Vision liefert Dalos nur das Inventar einer leicht ramponierten ozeanischen Gartenlaube.

Der Sexualnöter

Hermann Burger: „Die Künstliche Mutter“. S. Fischer Verlag, Frankfurt am Main; 268 Seiten; 32 Mark.

Was soll man von einem Autor halten, der eine dicke Wirtin eine „busenal wogende Schankmammalie“ nennt, einen „Sexualnöter“ an „Multipler Matrose“ leiden läßt und ein Ofenrohr als „bohemesk verwinkelt“ beschreibt?



Autor Burger
Irrtum des Jahres

Keine Frage, der Schweizer Hermann Burger, 40, Literaturdozent in Zürich und Feuilletonredakteur am „Aargauer Tagblatt“, ist eine Kanone des bildungsgeschwollenen Kalauers, ein Ausbund an akademischem Stammtischhumor. „Malefizenz“ und „Frustronaut“, „Maso-chrismus“ und „Mamamnese“, „Verbalium“ und „Syntaxogen“ – als hochliterarisch ambitionierter Scherzbold ist Burger unerbittlich.

Die Geschichte, die Burger unter seinem „suadesken“ Witzwortschwall begraben hat, ist absonderlich und banal zugleich: Wolfram Schöllkopf, Literaturdozent in Zürich, leidet an Impotenz und „Penisspasmen“, verursacht durch mütterlichen Liebesentzug und sexualfeindliche Erziehung. In einer Klinik im Inneren des Sankt Gotthards, der „Künstli-

chen Mutter“, sucht er Heilung, findet sie aber erst in der Begegnung mit einer blonden Hamburger Tagesschauspielerin, die nicht nur mit ihrem Namen Dagmar Dom, sondern auch als „Hoffnung, die zum Berg kommt“ die bekannte Dagmar Berghoff durchscheinen läßt.

Am Ende, aber da ist es wohl zu spät – das Schlußkapitel des ermüdend gespreizten Werkes heißt „Tod in Lugano“ –, hat der von seiner „Unterleibsmigräne“ und des Gedankens Blässe geplagte Philologe Schöllkopf eine „simple Wahrheit begriffen“: Man muß „die Erde umarmen“ und „einfach dasein“.

In der „FAZ“ hat Marcel Reich-Ranicki Burgers Roman zu einem der „wichtigsten Prosa-bücher dieses Jahres“ hochgelobt – der Irrtum des Jahres.

Schock für Schwärmer

Walter Kolneder: „Lübbes Bach Lexikon“. Gustav Lübbe Verlag, Bergisch Gladbach; 320 Seiten; 34 Mark. **Heinrich Lindlar:** „Lübbes Strawinski Lexikon“. Gustav Lübbe Verlag; 224 Seiten; 22 Mark.

Ein wenig frostig nennt der emeritierte Kölner Musikhistoriker Heinrich Lindlar, 70, sein „Nachschlagewerk neuen Typs“ ein „Realienhandbuch der Strawinskikunde“. Kollege Walter Kolneder, 72, hingegen, zuletzt Direktor der Karlsruher Musikhochschule, beläßt es nicht bei den Realien. Mit temperamentvoller Parteilichkeit verdammt er „einen beträchtlichen Teil der Musikwissenschaft und der Bach-„Forschung“ im besonderen“ paradox als „unablässiges Wühlen im Unhörbaren“.

Der mit zwei Bänden gestartete Versuch, Stichwort-Handbücher als verlässliche Einführung in Leben und Werk berühmter Komponisten zu präsentieren, ist gelungen. Beide Autoren vereinen Sachkenntnis mit der Fähigkeit, präzise und erstaunlich umfassend Fakten vorzustellen, was bei Kolneder bis in entlegene, aber aktuelle Details reicht.

Bach-Schwärmer schockiert er etwa mit einem englischen Zitat (1981) aus der Zeitschrift „Early Music“ über das bekannteste Orgel-Werk, die im Bielefelder Plattenkatalog mit 61 Einspielungen vertretene Toccata und Fuge in d-Moll: „Es gibt keinerlei Sicherheit, daß dieses Stück irgend etwas mit J. S. Bach zu tun hat.“

Doch es gibt auch Versäumnisse. So fehlt beiden Bänden jeweils ein Stichwort, auf das anderswo ausdrücklich hingewiesen wird: bei Lindlar der Strawinski-Dirigent Pierre Monteux, bei Kolneder der Cembalo-Komponist Domenico Scarlatti. Ebenso fehlen bei Kolneder wichtige Bach-Musiker dieses Jahrhunderts als Stichwörter, so Günther Ramin, Nikolaus Harnoncourt, oder auch Glenn Gould. Lindlar wiederum behandelt die Kritiken Theodor W. Adornos am Neoklassizismus Strawinskis und des Dirigenten Ernest Ansermet an Strawinskis späten Zwölfton-Werken zu flüchtig.

ERDBEBEN

Wie totaler Krieg

Wo niemand mit zerstörerischer Naturgewalt rechnete, erwarten nun Experten ein Beben-Desaster für Millionen Menschen: mitten in den USA.

Mancherorts sackte die Erdoberfläche um drei bis sieben Meter ab, anderwärts stieg sie ebenso hoch auf. Wasser schoß in Fontänen aus dem Boden, hingegen verschwand auch ein ganzer See.

In 30 Sekunden hatte sich der Hauptstoß eines der schwersten Erdbeben Nordamerikas entladen, das dann noch wochenlang weiterrüttelte. Doch es traf nicht das vom San-Andreas-Graben zerteilte Kalifornien, wo jedermann auf solchen Aufruhr der Tiefe gefaßt ist, sondern – im Winter 1811/12 – den damals noch menschenleeren Mittleren Westen.

Das Tal des Mississippi wurde derart durchgewalzt, daß Inseln versanken, aber nicht weit davon das Strombett trockenfiel. Die Landschaft zwischen Little Rock in Arkansas und Cape Girardeau in Missouri war stellenweise so zerklüftet, daß nicht einmal mehr Reiter ein Durchkommen fanden. In St. Louis, mehr als 300 Kilometer vom Bebenherd entfernt, stürzten Schornsteine um; Geschirre und Fenster klirrten noch in Washington, New York und im kanadischen Quebec.

Eine ähnlich schwere Erschütterung, so fürchten nun Erdbeben-Experten,



Geophysiker Nuttl
„Alle 75 Jahre ein Desaster“